

Heinz Endermann

Orthographische Probleme in althochdeutscher Zeit

In der heutigen deutschen Orthographie lassen sich verschiedene Prinzipien beobachten. Sie stehen in Beziehung zu Ebenen des Sprachsystems, aus denen sie ableitbar sind. Herausgegriffen sei hier das phonologische Grundprinzip, das sich vermittelt des phonematischen Prinzips sowie eines syllabischen und eines rhythmisch-intonatorischen Prinzips durchsetzt. Hieraus interessiert uns wieder besonders das phonematische Prinzip, das "durch die Beziehung zwischen den kleinsten Einheiten beider Ebenen, zwischen Phonemen und Graphemen, konstituiert"¹⁾ wird. Eine ideale Beziehung zwischen Phonemen und Graphemen wäre wohl eine 1:1-Entsprechung, das heißt, daß jedem Phonem nur ein Graphem zukäme und jedes Phonem nur durch ein Graphem realisiert würde. Eine so geartete deutsche Orthographie würde auf rein phonetischer Grundlage beruhen, und ob sie wünschenswert wäre, ist eine Frage, die nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden kann. Subjektive Gesichtspunkte wägen dabei vielfach eine Rolle spielen.

Für frühe Epochen in der Geschichte der deutschen Sprache scheint aber eine phonetische Schreibung ein wünschenswertes Ziel gewesen zu sein. Eine schriftliche Fixierung, die dem am nächsten kam, könnten die Runen gewesen sein. Einerseits dienten sie kultischen Zwecken, was schon daraus hervorgeht, daß die Namen der einzelnen Runen eine magische Bedeutung hatten. Daraus erklären sich inschriftliche Überlieferungen auf Helmen, Lanzen oder Gebrauchsgegenständen. Andererseits entspricht aber jedem Runenzeichen ein Phonem, so daß es sogar möglich war, fortlaufende Texte in Runenschrift aufzuzeichnen. Das geschah noch im 13. Jahrhundert in Dänemark, wo der Codex Runicus, der Gesetze enthält, überliefert ist.²⁾ Es gab kein germanisches Phonem, das nicht durch ein Runengraphem wiedergegeben werden konnte. Zeug-

nisse dafür bilden das ältere und vielleicht auch noch das jüngere Futhark, die beiden uns überkommenen Runenalphabete. Da die Runenüberlieferung im 3. Jahrhundert einsetzte, ist natürlich die Frage von Belang, ob sich hinter der schriftlichen Überlieferung germanisch-germanische Sprachverhältnisse verborgen oder ob bereits germanische Einzelsprachen erkennbar sind. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man eine Runenkönig annimmt. Das würde bedeuten, daß die Runenschrift bei den Germanischen Einzelvölkern überall verstanden wurde (freilich nur von den Runenbildigen, einer kleinen Gruppe) und als Ausdruck einer Verkehrsprache zwischen ihnen anzusehen ist.³⁾ Die einzelnen Runen-Grapheme hätten demzufolge jeweils auch eine Reihe von Allophenen abgedeckt. Mindestens für die Frühzeit der Runenüberlieferung können wir im wesentlichen mit einer 1:1-Beziehung zwischen Phonem und Graphem rechnen.

Ein weiteres germanisches Alphabet ist das von Wulfila entwickelte gotische Schriftzeichensystem, auf Grund dessen wir über die gotische Sprache des 4. Jahrhunderts, die die älteste schriftlich überlieferte germanische Einzelsprache ist, so gut unterrichtet sind. Wulfilas Alphabet kann nach den Erkenntnissen neuerer Forschung als grundsätzlich phonematisch angesehen werden, d. h., es ist keine Opposition graphematisch vernachlässigt, kein Graphem (Wiedergabe des Phonems in der Schrift) zweideutig, und unterphonemische Varianten bleiben unbezeichnet.⁴⁾ Wulfila hätte auch das Runenalphabet zur Aufzeichnung seiner Bibelübersetzung nehmen können, es finden sich sogar einige Runen in selbigen Alphabet, doch insgesamt hätte das wohl bedeutet, daß mit der Verwendung des Runenalphabets heidnischer Glaube und Brauch zu sehr assoziiert worden wären.

Betrachtet man das Runenalphabet und das Alphabet Wulfilas, dann kann festgestellt werden, daß in beiden Fällen dem germanischen Lautsystem ein Schriftzeichensystem entsprach. In beiden Fällen war dem phonematischen Prinzip Genüge getan, und beide Alphabete erfüllten die an sie gestellten Aufgaben in vorbildlicher Weise. Es muß nachdenklich stimmen, daß keines von ihnen weitere Wirkung hinterließ und in den folgenden Epochen, in denen die Schriftlichkeit zunahm, nicht wirksam wurde. (Wir sehen von Einzelfällen ab, z. B. *ṛ*, *ʀ* im Hildebrandslied, die Sternruue *✱* im Wessobrunner Schöpfungsgedicht, einige Runenzeichen in angelsächsischen Texten usw., die Grundlage ist jedoch bei allen das

lateinische Alphabet.)

Im Frühfendalismus, d. h. in althochdeutscher Zeit, da die ersten schriftlichen Zeugen in deutscher Sprache⁵⁾ auftreten, wird nun ein deutscher Text mit lateinischen Buchstaben aufgeschrieben. Für das Phonem-Graphem-Verhältnis hatte das, wie sich zeigen sollte, unübersehbare Folgen. Von vornherein standen sich jetzt ein germanisches Phoneminventar und ein nichtgermanisches Schriftzeichensystem/Graphemsystem gegenüber, die in Einklang zu bringen waren. Dabei war das lateinische Alphabet seinerseits wieder aus einer einigermaßen intakten Phonem-Graphem-Beziehung hervorgegangen.⁶⁾ Die Frage, vor der jeder Mönch stand, der in den Klöstern Schreibarbeit zu verrichten hatte, lautete etwa: Wie werden deutsche Wörter mit lateinischen Buchstaben geschrieben? Man muß noch berücksichtigen, daß das Deutsche immer nur eine Hilfsfunktion hatte, an die Fülle des lateinisch Geschriebenen reichte das deutsch Geschriebene ohnehin nicht im entferntesten heran, und beim Lateinschreiben gab es ja keine Schwierigkeiten. Die erwähnte Hilfsfunktion des Deutschen wird am deutlichsten in den Glossen und Glossensammlungen sichtbar.

Typisch germanische Phoneme im Althochdeutschen⁷⁾ waren die beiden Halbvokale /u/ und /i/. Für sie hatte das Lateinische keine Schriftzeichen, und so half man sich durch die Schreibungen <u, uu, ou> usw., um damit das bilabiale /u/ einzufangen: antuurti, antuurti o. ä., bzw. durch <i, e> usw. für einen /j/-ähnlichen Laut: willio, altsächs. willeo. Ebenso gab es für das germ. /θ, ð/, das im Englischen heute noch als stimmhaftes und stimmloses th vorhanden ist, kein lateinisches Zeichen. So behelf man sich mit den Schreibungen <th, dh>, hinter denen jedoch auch schon ein einfacher stimmloser oder stimmhafter Verschlusslaut stehen konnte. Ebenfalls fehlte ein Zeichen für den sog. ach-Laut (den Ich-Laut sprach man damals wohl noch nicht). Dafür wurden <h, hh, ch> verwendet, und das einfache <h> hatte immer einen Lautwert und war bis ins Neuhochdeutsche hinein kein Dehnungszeichen (diktirisches Zeichen). Es mußte auch den Hauchlaut am Silbenaufgang bezeichnen.

Auf der anderen Seite gab es im lateinischen Alphabet auch Zeichen, die eigentlich überflüssig waren. <x> und <y> wurden schon erwähnt, dazu kommt als Variante zu <c> das <k>. Beide Grapheme tauchen auf ohne Rücksicht, ob danach ein heller oder

darkler Vokal folgt. Das gilt mehr für das <c>, das, wenn es /ts/ gesprochen werden soll, gelegentlich auch durch <z> ersetzt wird: cehan - zehan 'zahn', aber nicht *kehan.

Für einen einfachen Schreiber in einem Kloster mußten diese Sachverhalte zu teilweise kaum zu bewältigenden Schwierigkeiten geführt haben. Regeln gab es nicht, und so differierten die Schreibweisen von einem Kloster zum andern oft recht beträchtlich. Ja, selbst innerhalb eines Textes lassen sich verschiedene Schreibgewohnheiten beobachten, z. B. im Tatian (ostfriesisch, bald nach 800, erhaltene Abschrift von mehreren Schreibern um 830).

Die Frage einer Orthographie germanischer Laute beschäftigte schon - nach dem Zeugnis des Venantius Fortunatus - den französischen König Chilperich I. im 6. Jahrhundert.⁸⁾ Aus althochdeutscher Zeit besitzen wir ein vorzügliches Dokument, das auf all diese kurz dargestellten Probleme Bezug nimmt. Es handelt sich um die lateinisch geschriebene Zusage an den Erzbischof Luitbert von Mainz von Otfrid von Weissenburg. Otfrid rechtefertig und begründet darin die Abfassung seines Evangelienbuchs in deutscher Sprache (Otfrid: in frenkiska zungun), stellt aber zugleich die Schwierigkeiten dar, die eine so "ungezügelter" Sprache wie das Deutsche = Fränkische gegenüber dem vollendeten Latein zeige. Aus diesem Zeugnungsbrief sei hier eine längere Stelle (in Übersetzung) angeführt: "Freilich, die unlateinische Sprache (Otfrid: lingua barbaris - H. E.), die ich verwende, ist ungepflegt, nicht zu zügeln und besonders nicht gewohnt, den Regelraum der Grammatik zu tragen. Daher ist sie denn auch bei vielen Worten infolge der Anhäufung von Buchstaben und deren fremdartiger Lautung schwer zu schreiben. Denn manchmal verlangt sie drei u u u beim Sprechen, wie ich glaube, die beiden ersten als Miflauter, wie mir scheint, das dritte unverändert als Selbstlauter. Manchmal aber habe ich die Vokallaute weder von a noch e noch i noch u vermeiden können, [obwohl diese Buchstaben den gerade erforderlichen Klang nicht genau treffen]: an solchen Stellen hielt ich es für angezeigt, ein griechisches γ hinzusetzen. Und auch diesem Buchstaben will sich unsere Sprache manchmal nicht fügen; denn bei einem gewissen Sprachlaut verbindet sie sich überhaupt nur schwer mit einem bestimmten Schriftzeichen. K und z verwendet unsere fränkische Sprache öfters anders als das Lateinische, Schriftzeichen, wäl-

che die [lateinischen] Grammatiker unter den Buchstaben für überflüssig erklären. Aber ich glaube, daß man z in unserer Sprache wegen des Zischens an den Zähnen nicht selten braucht, k hingegen wegen des Schalles in der Kehle."⁹⁾ Auch auf die konsonantische Verwendung des <l> geht er ein,¹⁰⁾ was einen Beleg für den Halvokal /j/ darstellt. Otfrid schrieb sein Evangelienbuch etwa 863 - 871, und seine Ausführungen zeigen noch um die Mitte des 9. Jahrhunderts die Schwierigkeiten, denen sich ein so hochbegabter Mann gegenüber sah, wenn er Deutsch mit lateinischen Buchstaben wiedergeben wollte. Es bleibt hervorzuheben, daß Otfrid es nicht billigte, daß Gelehrte grobe Mühe für die Pflege einer fremden Sprache aufwenden, für die eigene aber eine ebensolche Mühe scheuen: "Es ist doch verwunderlich, daß so bedeutende Männer, Männer von solcher Kennerschaft, von so großer Sorgfalt, von solcher geistigen Beweglichkeit, von solcher hohen Weisheit und hervorragenden Heiligkeit, alle diese ihre Vorzüge zum Ruhm einer fremden Sprache anwenden und in ihrer Muttersprache nicht schreiben können."¹¹⁾

Nur von ferne kommt eine Erinnerung an die einstmalige Geübtheit der Praxis des Runenschreibens in Otfrids Zeit hinein. Zeichnungen oder auch Schriftproben, die nicht mit Feder und Tinte auf Pergament gezeichnet werden, werden nämlich immer noch 'geritzt' oder 'gerissen'. Otfrid selbst hat ein Beispiel: III, 17, 36: In êrdu thô, so man wêiz, mit themo fingare reiz.¹²⁾ (= Auf der Erde, wie man weiß, ritzte er mit dem Finger.) Und selbst noch um das Jahr 1000 kennt Nötker diese Verwendung: Boethius: also dâz ist. ôbe ên mit minemo griffele an ênemo wûhse gerîzo.¹³⁾ (= Das heißt also: wenn ich mit meinem Griffel auf einer Wachs Tafel ritze, eigentl. reibe). Dieses Wort, ahd. rîzan (ags. wîttan > neuengl. to write) scheint also immer noch für den bisherigen Schreibvorgang benutzt worden zu sein, der darin bestand, daß stets ohne Tinte auf jedem dafür geeigneten Stoff gerissen bzw. geritzt wurde. Den ganzen Sachbereich hat sich das Lateinische erobert, mit den Sachen wurden die Worte übernommen, die Missionspriester vermittelten das Schreiben mit Tinte auf Pergament. Es ist interessant, daß das lat. Verbscribere als Lehnwort sogar ein starkes Verb im Deutschen ist - ein einmaliger Vorgang, denn Lehnverben werden im Althochdeutschen immer schwach flektiert. Die Erklärung ist wohl in folgendem zu suchen: rîzan und scribere haben im Stamm beide ein lauges f.

Da rīzan (mit allem Zubehör) verdrängt wurde und scribere (mit allem Zubehör) an seine Stelle trat, sprang dieses nun auch in die lautlich-morphologische Lücke, es ist bis heute ein starkes Verb geblieben.¹⁴⁾ Aus dem ganzen Zubehör erinnert bis heute lediglich das Wort 'Buchstabe', abd. 'buostap' daran, daß die Schrift der "Buchentäbchen" ganz anders gearbet war, obwohl das Wort 'Letter' (< lat. littera - der Buchstabe) auch vorhanden war, nur durchsetzen konnte es sich nicht.

Vorstehender Exkurs hat vom eigentlichen Thema etwas weggeführt, für den Hintergrund unseres Problems ist er jedoch aufschlußreich. Daher sei ergänzend angefügt, daß es in althochdeutscher Zeit schon Beispiele dafür gab, daß Schreiber mit dem Problem des Deutschschriftens mit lateinischen Buchstaben recht gut fertig wurden. Ohne auf Beispiele einzugehen, sei hier die geradezu vorbildliche Orthographie Notkers genannt. "Er hat die Sprache genau abgehorcht, hat Längen und Kürzen unterschieden und die Betonung beachtet und Akzente gesetzt. Er hörte, daß stimmhafte Laute nach stimmlosen anders gesprochen werden als nach stimmhaften, nämlich ebenfalls stimmlos ..."¹⁵⁾ Trotz dieser Vorzüge wird man aber bei Notker nicht von einem phonematischen Grundprinzip seiner Rechtschreibung sprechen können. Er war nur eben einer der ersten, die das zugrundeliegende Problem gelöst haben, und das in beispielhafter Weise. Der Prozeß des Fortschreitens auf diesem Wege war bereits unumkehrbar geworden.

Die Schwierigkeiten des Schreibens in althochdeutscher Zeit haben aber für den Sprachhistoriker ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Ergebnis. Dadurch nämlich, daß sich die Schreiber bemühten, mit den lateinischen Graphemen das zu schreiben, was sie aus germanischer Munde hörten und was sie selbst sprachen, sind wir durch die schriftlichen Aufzeichnungen so gut über die Lautvorgänge im Althochdeutschen informiert: Ausbreitung der abd. Diphthongierung, Stufen der 2. Lautverschiebung, Besonderheiten der Mundarten u. a. m. Das gilt im Grunde auch für folgende Jahrhunderte, doch wird da manches nicht mehr so deutlich sichtbar, und heute haben wir einen Punkt erreicht, der jeden von uns immer wieder vor Probleme der Orthographie stellt. Zurück reichen sie über einen Zeitraum von rund 1200 Jahren.

Anmerkungen

- 1) Kleine Enzyklopädie "Deutsche Sprache", Leipzig 1983, S. 337.
- 2) Kleine Enzyklopädie "Die deutsche Sprache", Bd. I, Leipzig 1969, S. 93.
- 3) Vgl. Kleine Enzyklopädie 1983, S. 541 f.
- 4) Ebenda, S. 555.
- 5) Bekanntlich gab es im Frühfendalismus noch keine gesamtgültige, einheitliche deutsche Sprache. Der Begriff vereinfacht im Hinblick auf das Folgende.
- 6) Auch das lateinische Alphabet enthielt Zeichen, die ihm ursprünglich nicht zugehörten, z. B. x und y aus dem Griechischen.
- 7) Ich folge hier den Ausführungen der Kleinen Enzyklopädie 1983, S. 567.
- 8) Karl Langosch: Die deutsche Literatur des lateinischen Mittelalters in ihrer geschichtlichen Entwicklung. (West-Berlin 1964, S. 5 f.
- 9) Älteste deutsche Dichtung und Prosa. Ausgewählte Texte althochdeutsch - neuhochdeutsch, herausgegeben von Heinz Meitke, Leipzig 1976, S. 201 f.
- 10) Ebenda, S. 203.
- 11) Ebenda, S. 207 f.
- 12) Otrifids Evangelienbuch. Herausgegeben von Oskar Erdmann, 4. Aufl. von Ludwig Wolf (ATB 49), Tübingen 1962, S. 133.
- 13) Notkers des Deutschen Werke. Nach den Handschriften neu herausgegeben von E. H. Sehrst und Taylor Starck. Boethius De consolatione philosophiae III (ATB 33), Halle 1933, S. 223.
- 14) Vgl. Heinz Endermann: Öm-Verben lateinischer Herkunft im Althochdeutschen. In: Historizität und gesellschaftliche Bedingtheit der Sprache, Bd. 1 (Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena), Jena 1977, S. 21 ff.
- 15) Heinz Meitke: Älteste deutsche Dichtung und Prosa, S. 71.

Streszczenie

Ortopraria niemiecka sprawiała kłopoty już w języku staro-wysoko-niemieckim przed ponad tysiącem lat. Są one wynikiem tego, że staro-wysoko-niemiecko-germański system głosek musiał być zapisany znakami łacińskimi, a nie germańskimi. Przykładem tego tytu trudności w codziennej klasztornej praktyce piśmienniczej jest list Otfrida von Weidenburg, w którym dedykuje on biskupowi Linbertowi z Moguncji swój egzemplarz ewangelii.

We wstępnej części artykułu zostały omówione alfabet runiczny i alfabet wulfilii, w których system graficzny jest w zasadzie zgodny z systemem fonetycznym.

LUBELSKIE MATERIAŁY NEOFILOLOGICZNE — 1983

Henryk Kardela

A Note on Pro-drop Parameter

Recent studies on Romance languages, notably Italian/Rizzi 1982/ and Spanish/Jasegill 1982/ carried out in the context of R/vised/E/xtended/S/tandard/T/theory/ have revealed that the apparent violations of the Empty Category Principle/ECP/ by these languages is to be attributed to the pro-drop parameter evinced by them. The pro-drop parameter is given in /1/

/1/ The pro-drop parameter /Chomsky 1981/

Avoid pronoun in subject position if possible.

Given /1/, the distinction can be drawn between languages such as Spanish and Italian on the one hand and English and French on the other precisely because the former but not the latter have the ability to drop pronominal subjects. Consider:

/2/ He visto una película muy interesante /Spanish/

/1/ Have seen a very interesting film.

/3/ Abbiamo raccontato tutte le storie /Italian/

/We/ have told all the stories.

* /4/ Viendrai demain a sept heures quinze /French/

/I/ will come tomorrow at a quarter past seven.

* /5/ Has understood everything perfectly well.

It must be mentioned that the distinction in question reflects deeper structural differences underlying these two types of languages, namely that

/6/ /a/ only the pro-drop languages allow subject inversion

/b/ the pro-drop languages do not display CCI-trace effects and thus appear to flout the ECP